

INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

Herr Kramer¹, können Sie zu Beginn kurz beschreiben, aus welchem Milieu Sie kommen?

Ich wurde 1941 in Ostwestfalen/Lippe geboren und stamme aus einer calvinistischen Familie. Meine Mutter war hugenottischer Herkunft, und alle ihre Familienmitglieder sahen wie französische Weinbauern aus. Meine Eltern waren keine Akademiker. Mein Vater kam aus Westfalen, er war Zimmermann von Beruf. Die Familie war eher ländlich geprägt, obwohl ich in einer Kleinstadt aufwuchs. Dort war nicht viel los, und ich hatte viel Zeit, um zu lesen. Auch begann ich schon als Kind, Verwandtschaftsbeziehungen und Charaktere zu beobachten, wie das wohl alle Kinder tun. Das interessierte mich besonders. Ob dieses Interesse bei meiner späteren Berufswahl eine Rolle spielte, kann ich nicht beurteilen, sondern nur im Nachhinein konstruieren. Es ist nur eine Vermutung. Ich hatte nicht vor, Ethnologie zu studieren. Wahrscheinlich wusste ich nicht, dass es dieses Fach gibt.

Ich habe früh - mit fünfzehn oder sechzehn - angefangen, Philosophie und Literatur zu lesen. Ganz prägend war für mich die Begegnung mit Platon – jedenfalls dem, was ich damals davon verstand; auch Eichendorffs »Taugenichts« ist ein Buch, das zwar kein Fernweh in mir auslöste, mir aber bewusst machte, dass es ein romantisches Fernweh gibt. Außerdem las ich sehr früh T.S. Eliots »The Waste Land« und daraufhin auch - als erstes Buch auf Englisch - James Frazers »The Golden Bough«.

Wie kamen Sie, mit diesem familiären Hintergrund, an Frazers »Golden Bough«?

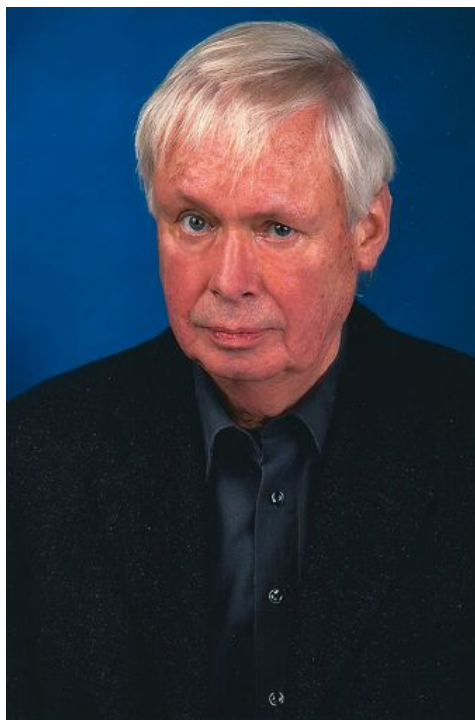
Es lag in einer Buchhandlung in Bielefeld, in einer sehr billigen Ausgabe. Ich konnte dorthin radeln, was die Sache noch spannender machte. Wie ich an T.S. Eliot kam, weiß ich nicht mehr – wahrscheinlich über die Nachtprogramme. Ich habe damals viel Radio gehört und es gab noch wunderbare, anspruchsvolle Sendungen. Da lauschte ich oft und überlegte mir, was mich davon interessieren würde. Den Themen, die mich ansprachen, bin ich dann nachgegangen. Zudem gab es in Detmold eine ziemlich gute Landesbibliothek.

Wie wurde Ihre Entscheidung, Ethnologie zu studieren, von Ihrer Familie aufgenommen?

Ich habe mir mein Studium selbst verdient. Anfangs gab es noch Studiengebühren, und ich habe nebenher gekellnert. Was ich machte, das war ausschließlich meine eigene Sache. Meine Eltern haben mir wirklich nicht reingeredet, das war für sie vollkommen in Ordnung. Ich hätte machen können, was ich wollte – aber ich musste es eben selber verdienen.

Waren Sie der erste Akademiker in Ihrer Familie?

Es gab lediglich einen angeheirateten Rechtsanwalt, aber in meiner eigenen Familie niemanden. Ich dachte, dass ich Germanistik studieren möchte, um Studienrat zu werden, und mich das Fach interessierte. In Mainz fand ich die Germanistik aber ziemlich langweilig. Daraufhin hörte ich in verschiedenen Fächern Vorlesungen, in Religionsgeschichte oder Volkskunde – damals gab es in Mainz, an verschiedenen Instituten, eine germanistische, eine katholische und eine jüdische Volkskunde, sowie die Volkskunde des Weins. Außerdem besuchte ich ethnologische Vorlesungen: Jettmar las über Afghanistan, das interessierte mich nicht. Als er nach Heidelberg ging, kam der Altamerikanist Karl Nowotny nach Mainz, eine faszinierende Gestalt: Ein Ur-Wiener, der sowohl am Museum in Wien



¹ Vgl. a. Fritz Kramer: Unter Ethnologen und Künstlern; in: Paideuma 56, S. 7-21.

arbeitete, als auch Privatdozent an der Wiener Universität war. Er weckte mein Interesse für Amerika. Jettmar holte ihn als Vertreter nach Mainz, später ging Nowotny für eine Weile nach Köln. Er ist allerdings recht früh verstorben.

Inwiefern hat sich die Lehre Nowotnys im Vergleich zu Jettmars unterschieden?

Jettmar war ein akademischer Lehrer, Nowotny dagegen unakademisch, zudem geprägt vom Wiener Kreis – von Moritz von Schlick. Er vertrat eine Art skeptischen Positivismus, was bedeutete, dass er allen Spekulationen nicht nur abgeneigt war, er hasste sie. In seinen Seminaren ließ er uns Bücher referieren, die wir als leichtgläubige Studenten - so gut wir konnten - wiedergegeben haben. Anschließend sezierte er sie erbarmungslos, bis nichts mehr davon übrig blieb. Das machte einen starken Eindruck auf mich, gleichzeitig hat es mir vom Fach kein freundliches Bild vermittelt. Andererseits hat diese Perspektive meine Faszination verstärkt. Ich denke, dabei bin ich, trotz einiger Turbulenzen, geblieben: Meine Faszination für das Fach bei einer starken Ablehnung gegen alles Akademische oder Verstiegene, etwa bei Jensen oder Baumann, habe ich von Nowotny geerbt.

Wurde in den Veranstaltungen Nowotnys denn über Fachvertreter wie Jensen oder Baumann gesprochen?

In den Veranstaltungen nicht. Es gab damals, 1963 oder 1964, nur zwei oder drei Hauptfachstudenten: Brigitta Benzing, einen älteren Studenten, der bereits alles Mögliche studiert hatte, und mich. Häufig war ich der Einzige, der überhaupt kam. Manchmal kamen Nebenfachstudenten dazu, allerdings sehr wenige. Es waren winzige Kreise. Die Veranstaltungen fanden zum großen Teil in Nowotnys Büro statt, es gab keinen Lehrplan, wir haben uns unterhalten. Da ich sehr neugierig war, stellte ich alle möglichen Fragen. Es war ein ideales Verhältnis zum Studieren, ein Privatissime.

In Mainz lehrte auch Erika Sulzmann, die als eine der wenigen deutschen Völkerkundlerinnen damals eine gute, solide Feldforschung gemacht hatte, bei den Mongo und Bolia im Kongo. Sie vermittelte uns Studierenden einen Eindruck von Frische und Realität. Nowotny selbst war nie in Amerika gewesen, ein reiner Bibliotheks- und Museumsgelehrter. Unter seinem Einfluss habe ich mich dazu entschlossen, Ethnologie zu studieren. Nach Nowotnys Weggang aus Mainz ging ich nach Heidelberg, zu Mühlmann. Roberto Llaryora, sein Assistent und Schüler, hatte mich auf diese Spur gesetzt. Mühlmann haftete damals ein gewisser Nimbus an – gelesen hatte ich nichts von ihm, aber er hatte den Ruf, etwas Besonderes zu sein.

Worin bestand Mühlmanns Nimbus? Was sagte man über ihn?

Es hieß, er sei der einzige Ethnologe, der einen Sinn für Soziologie habe; zudem sei er Schüler von Husserl gewesen. Wenn ich mich recht erinnere, kam ich 1964 in Heidelberg an, nachdem ich drei oder vier Semester in Mainz studiert hatte. Das Institut befand sich am Universitätsplatz, Ethnologen und Soziologen unter einem Dach.

Welche Lehrenden gab es neben Mühlmann am Heidelberger Institut?

In der Soziologie Ernst Topitsch. Aber weder Mühlmann noch Topitsch haben viel unterrichtet. Topitsch ließ seine Vorlesungen durch einen Assistenten, Herrn Oel, halten; er selbst saß dabei und warf ab und zu etwas ein.

Dann gab es einige gute Assistenten, wie E.W. Müller und Lorenz Löffler. Löffler war Assistent von Jettmar, der am Südasien-Institut lehrte. Allerdings sind sowohl Löffler als auch Müller wohl keine besonders talentierten Lehrer gewesen. Beide unterrichteten fast ausschließlich Verwandtschaft – und zwar in einer Weise, dass uns Studenten nicht transparent wurde, warum das wichtig sei. Sie beschäftigten sich mit Verwandtschaftsterminologien, besonders mit Formalisierungstechniken. Löffler versuchte, die Terminologien in mathematischen Formeln auszudrücken, was ja an und für sich keinen Erkenntniswert hat, sondern höchstens der Eleganz der Darstellung dienen kann.

Müller war ein sehr netter und sehr umgänglicher Mensch. Aber Ferdinand Hermann hat mich mehr beeindruckt. Er saß am Heidelberger Völkerkundemuseum, der Portheim Stiftung, und vermittelte uns den Atem der exotischen Welt, obwohl er ein reiner Museumsmann war. Da ging es um Totemismus, um Tabu, um Themen, die mir durch Frazer nahe lagen. Bei Hermann versammelte sich die lebendigste Studentengruppe. Einer der Studierenden war Hans Peter Duerr, mit dem ich mich damals kurz gemessen habe, wer der Stärkere ist. Danach verband uns eine ungetrübte Freundschaft, die bis heute anhält.

Ein prägender Einfluss war für mich aber vor allem die Philosophie, die an der Universität Heidelberg damals blühte. Karl Löwith und Hans-Georg Gadamer haben zu diesem Zeitpunkt zwar schon nicht mehr regelmäßig unterrichtet, aber noch Vorträge gehalten. Zudem kam Martin Heidegger gelegentlich zu Gastvorträgen. Habermas war gerade erst weggegangen. Bei Gadamer saßen etwa zweihundert Studenten, bei Löwith vierhundert und bei Habermas sechshundert

Interview vom 29.10.2007, geführt in der Wohnung von Fritz Kramer (Freigabe durch Fritz Kramer am 24.01.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

– für ein „kleines“ Fach sehr viel. Die anregende philosophische Atmosphäre war nicht auf die Lehre beschränkt, lebendige Diskussionen wurden auch in den Weinstuben geführt. Demgegenüber war das Ethnologiestudium fast irrelevant. Ich saß damals an meiner Dissertation, mit ganz engem Arbeitsrahmen. Was ich darüber hinaus noch an Zeit hatte, widmete ich vor allem der Philosophie. Dabei war uns nicht klar, dass wir es mit berühmten Leuten zu tun hatten. Zu Heidegger gingen wir gern, weil er dem armen Gadamer so von oben herab erklärte, er sei beim Neukantianismus stehen geblieben. Er kam zu Fuß vom Bahnhof, mit seinem Rucksack, einfach ein toller Typ. Das Niveau hielten wir für selbstverständlich. Mir fiel nur auf, wie viel lebendiger Heidelberg im Vergleich zu Mainz war. Unter den Lehrenden gab es außerdem Dieter Henrich, bald kamen Michael Theunissen und Ernst Tugendhat. Es sind eher die Vorlesungen, an die ich mich erinnern kann. Den größten Einfluss hatte damals Löwith auf mich. Er hat mich geprägt, auch mit seinen wenigen, aber wichtigen Schriften über Japan, wo er vier Jahre unterrichtet hat. Er war eine Erscheinung, als Mensch, als Person, etwas außerordentlich Eindrucksvolles.

In welcher Hinsicht war Löwith eindrucksvoll?

Er war sehr klein, man konnte ihn hinter dem Pult kaum sehen. Da lugte nur eine weiße Locke hervor. Er sprach sehr leise und man verstand nur in der ersten Hälfte des Hörsaals etwas. Aber selbst in den letzten Reihen musste man noch trocken, im Zwerchfell, lachen. Wenn man aus seiner Vorlesung kam, war man glücklich, man fühlte sich gut. Inzwischen könnte ich das erklären: Weil der Mann nur scheinbar Philosophieprofessor war, tatsächlich war er ein richtiger Philosoph, meines Erachtens noch mehr als Heidegger.

All diese Einflüsse wurden auch in die Ethnologie getragen. Das lief über die Studenten, aber auch ein bisschen über Topitsch und Oel, weil Topitsch in Wirklichkeit auch Philosoph war. Soziologie unterrichtete er nur, weil er dafür bezahlt wurde. In Wirklichkeit war er Sozialphilosoph. Oel brachte die Positivismusdebatte in das Institut, und ich glaube, auch E.W. Müller. Bei den Soziologen interessierte mich der Literatursoziologe Norbert Fügen.

Wieviele Hauptfachstudenten gab es damals in Heidelberg?

Da waren, wenn ich mich richtig entsinne, vielleicht zwanzig oder dreißig, die sich auf die Ethnologie am Südasien-Institut und das Institut für Soziologie und Ethnologie verteilten. Man bezeichnete sie als Jatmul, nach diesem Sepik-Stamm – also die Jettmar-Männer und die Mühlmann-Männer, obwohl weder der Jat noch der Mul eine Rolle spielten. Paradoxiere Weise hatte Mühlmann hauptsächlich männliche Studenten und Jettmar hauptsächlich weibliche, was, glaube ich, beiden überhaupt nicht recht war.

Was war Mühlmann für ein Lehrer? Ließen sich Ihre Erwartungen, mit denen Sie nach Heidelberg gekommen waren, erfüllen?

Ich hatte zwar hohe Erwartungen, vergaß diese aber sehr schnell wieder, weil soviel Anderes in Heidelberg weitaus spannender war. Wäre das nicht gewesen, wäre Mühlmann vielleicht sogar besser zur Geltung gekommen. Doch was er zum Beispiel über Husserl vortrug, fanden wir langweilig. Natürlich haben Studenten kein Recht, darüber zu urteilen, aber es hat uns nicht gefesselt, angesichts so viel packenderer Erscheinungen, wie es sie in Heidelberg gab. Mühlmann war Bildungsbürger und hatte auch einen bildungsbürgerlich verengten Horizont. Er betrachtete alles sehr professoral. Damals beschäftigte er sich hauptsächlich mit Sizilien, und das interessierte mich nicht. Nur manchmal gab es interessante Debatten in den Seminaren, etwa über Chiasmus und Nativismus.

Dennoch haben Sie 1969 bei ihm promoviert. Wie sah damals die Betreuung aus?

Ja, ich promovierte bei ihm, zur Literatur bei den Cuna-Indianern. Das war gar nicht anders möglich. Aber in Sachen Betreuung – da kam nichts von Mühlmanns Seite. Unterstützt wurde ich von Nowotny, auch wenn dieser nicht die Möglichkeit hatte, die Dissertation offiziell zu betreuen. Ich fuhr ab und zu nach Mainz, um ihn zu treffen, und gemeinsam sprachen wir dann über meine Arbeit.

Fand Mühlmann Ihr Thema interessant?

Zum Bildungsbürgertum gehört es, dass man Geistiges interessant findet. Ich schrieb über orale Dichtung und orale Literatur, und das - diesen Eindruck hat er mir zumindest vermittelt - hielt er für ein wertvolles, interessantes Thema.

Heidelberg war in dieser Zeit ja auch sehr stark politisiert und Sie selbst Teil der Studentenbewegung. Worin

Interview vom 29.10.2007, geführt in der Wohnung von Fritz Kramer (Freigabe durch Fritz Kramer am 24.01.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

bestand Ihr politischer Aktivismus?

Ich kam eigentlich durch die Tatsache in die Studentenbewegung, dass es dort viele außereuropäische Studenten gab – aus China, aus dem Iran, aus Lateinamerika. Das zog mich an. Thematisch ging es hauptsächlich um den Vietnamkrieg. Dann habe ich mich wohl zeitweise - für ein paar Wochen, vielleicht auch für einige Monate - mitreißen lassen von der Selbstüberschätzung und Überdrehtheit, die da existierte. Ich kann sagen, ich war nicht unverführbar. Dann kam, das muss 1970 gewesen sein, der SDS auf die Idee, Lenins hundertsten Geburtstag zu feiern. Dazu sollte ein Umzug stattfinden, außerdem wurden Festvorträge vorbereitet. Dazu hatte man auch mich aufgefordert, doch ich meinte, dass ich nichts Lobendes über Lenin sagen würde – so offen konnte man noch sein. Es war dennoch mein Bruch mit orthodoxen Verhärtungen, die zu diesem Zeitpunkt schon deutlich wurden. Die führende Figur im Heidelberger SDS war Joscha Schmierer, der später den Kommunistischen Bund Westdeutschlands (KBW) gegründet hat und noch später bei den Grünen landete. Ich war in der Anti-Schmierer Fraktion.

Wie reflektierte sich die Studentenbewegung am Ethnologischen Institut?

Irgendwann wurde das Institut von den Studenten besetzt, wie es so üblich war. Das war, glaube ich, im Zusammenhang mit den Notstandsgesetzen, in einer besonders aufgeregten Situation. Mühlmann war jedoch nicht präsent, soweit ich weiß, kam er dann nicht mehr. Vielleicht, weil er angreifbar war, wegen seiner vertrackten Vergangenheit vor 1945. Vielleicht noch mehr wegen seiner merkwürdigen Exkulpierungsversuche nach 1945, im berühmten Don-Quijote-Aufsatz über die »Travestie der Lebensformen« in seinem Band »Homo Creator«², wo er sich selbst indirekt als den nüchternen Sancho Pansa darstellt und Hitler als Don Quijote. Das haben wir damals informell diskutiert, allerdings auch mit Interpretationshilfe von Seiten der Assistenten – vor allem Norbert Fügen war da hilfreich. Mühlmann entzog sich diesen Auseinandersetzungen und überließ Topitsch das Feld. Dieser ging mit der Institutsbesetzung recht gut und vernünftig um. Einige sagten später zu mir, ich hätte damals gebremst oder heftigere Proteste verhindert – dass etwa, wie an anderen Instituten, Bücher aus dem Fenster geworfen worden wären, weil man sie für reaktionär hielt. Ich kann aber nicht sagen, ob diese Einschätzung meines Verhaltens zutrifft.

Auf welche Weise fand die Studentenbewegung Ausdruck in den Lehrinhalten?

Es wurden überall Lektürekurse für Marx eingerichtet, auf der studentischen Ebene. Topitsch ging dann nach Graz und Mühlmann ließ sich, obwohl er das nicht vorhatte, emeritieren. Ich habe damals gerade promoviert und hielt mich - vielleicht auch aus Vorsicht - etwas zurück. Ich wollte mich nicht besonders exponieren und bin dann bald nach Berlin gegangen. In Heidelberg gab es das Problem, die Nachfolger am Institut zu berufen, auch in Ethnologie. Christian Sigrist war im Gespräch. Allerdings hatte ich an diesen Entwicklungen keinen Anteil. Ich hatte eine Assistentenstelle in einem interdisziplinären Doktorandenkolleg, und der Bruch mit dem SDS hatte bereits wegen meiner Leninkritik stattgefunden.

Ethnologie und Kolonialismus – wurde das in Heidelberg von der Studentenbewegung thematisiert?

Was auf jeden Fall sehr kurz, aber sehr heftig thematisiert wurde, war die Genozid-Frage. Wenn ich mich recht entsinne, ging das von einem Zeitungsartikel eines schwedischen Journalisten über Indianerpogrome in Brasilien aus. Das war auch der Sprengstoff für die DGV-Tagung 1969 in Göttingen. Es ging darum, dass in Brasilien Indianer mit allen Mitteln bedrängt oder auch vergiftet wurden. In dieses Thema wurde sicher die deutsche Vergangenheit hinein projiziert, die wir damals, als Studenten, gerade erst entdeckten. Vorher gab es keinen öffentlichen Diskurs. Das Interesse an der Verstrickung deutscher Ethnologen in den Nationalsozialismus fing erst an.

Welche Gründe gab es für Sie, nach Berlin zu gehen?

Die Berliner Studenten hatten mich aufgefordert, mich um eine Assistentenstelle zu bewerben, was ich im Februar 1971 auch tat. Das Berliner Institut war damals völlig verwaist: Professor Westphal-Hellbusch hatte sich ans Museum geflüchtet und Professor Rudolph hatte sich beurlauben lassen. Es gab noch einen älteren Assistenten, der war aber ständig krank und nie anwesend. Das heißt, ich war buchstäblich der einzige Lehrende am Institut, mit vielleicht fünfzig oder sechzig Studenten. Dabei hatte ich wenig gelernt in der Ethnologie. Ich hatte bei Nowotny studiert und dann in

² Wilhelm Emil Mühlmann, Homo Creator. Abhandlungen zur Soziologie, Anthropologie und Ethnologie, Harrassowitz Verlag, Wiesbaden, 1962.

Heidelberg, aber im wesentlichen nur das Thema meiner Dissertation ausgearbeitet und mich ansonsten in der Philosophie und in der Studentenbewegung umgetan. Die neue Stelle war eine Prüfung für mich, aber ich neige dazu, Verantwortung auf mich zu nehmen – selbst wenn mich das überfordert. In meiner Arglosigkeit stürzte ich mich auf die britische Anthropologie, vielleicht eine Folge meiner Frazer-Lektüre, die mich zu Malinowski führte.

Das heißt, mit der britischen Tradition wurden Sie in der Heidelberger Lehre gar nicht konfrontiert?

Nein, sowohl Müller als auch Löffler hatten damit nichts zu tun. Sie waren eher, wenn überhaupt, an Lounsbury und Goodenough sowie ähnlichen Verwandtschaftstheoretikern orientiert. Meyer Fortes wurde heftig kritisiert, besonders von E.W. Müller. In Berlin fand ich jedoch sofort Zugang zu dem Thema und habe das erst einmal selber lesen müssen: Malinowski, Evans-Pritchard, Meyer Fortes. Damit konnte ich etwas anfangen. Verwandtschaftsethnologie hatte ich in Heidelberg gelernt, aber die gesellschaftstheoretische Relevanz habe ich erst durch Meyer Fortes »Kinship and the Social Order«³ erkannt – eine schwere Lektüre, aber lohnend. Erstaunlicherweise interessierten sich die Studenten für diese Themen, obwohl sie besonders stark „politisiert“ waren. Vielleicht half mir dabei, dass ich den Ruf hatte, Marxist zu sein. Es gelang mir, die Kapital-Lektüren abzuschaffen, indem ich etwas dagegen setzte.

Wie viele Veranstaltungen hielten Sie damals pro Semester?

Ich glaube, es gab zwei Veranstaltungen, die jeweils neunzig Minuten dauerten. Die Studenten waren es nicht gewohnt, Bücher zu lesen, deren politische Relevanz nicht sofort einsichtig war. Am Anfang habe ich versucht, über chiliastische und nativistische Bewegungen einen Einstieg zu finden – das lag mir von Mühlmann her nahe. Ich nannte das »Umsturzbewegung in der Dritten Welt« oder so ähnlich. Tatsächlich habe ich Cargokulte und ähnliches unterrichtet. Es lag in der Luft, dass sich das Alteritätsbedürfnis der linken Studenten ins Exotische verlagerte. Bald danach kam die Zeit, in der Castañeda gelesen wurde.

1972/73 musste ein Nachfolger für Frau Westphal-Hellbusch berufen werden. So kam Lawrence Krader an das Institut. Ich habe das unterstützt, weil er von allen Bewerbern die eindrucksvollste Literaturliste vorlegen konnte.

Wer kam damals noch in Frage?

Johannes Fabian war ebenfalls im Gespräch, aber er war noch sehr jung und hatte im Vergleich mit Krader nicht viel veröffentlicht. Auch László Vajda hatte sich beworben. Es war letzten Endes eine Entscheidung zwischen Vajda und Krader. Den Ausschlag hat wohl gegeben, dass man die Chance hatte, einen Amerikaner nach Berlin zu holen – und zwar einen Marxisten, der kein orthodoxer Marxist war, sondern Marx-Forscher. Damit wurde auch jegliches marxoide Interesse in der Studentenschaft gebunden. Tatsächlich sind dann nicht sehr viele Studenten zu Kraders Veranstaltungen gegangen, aber die mussten richtig arbeiten. Das war nicht die Rote-Zellen-Romantik, die sonst überall blühte.

Lernten Sie Frau Westphal-Hellbusch näher kennen? Hatte sie noch Kontakt mit dem Institut?

Nein, sie war am Museum und das Museum hatte gegenüber dem Institut die Schotten dicht gemacht. Ich habe mich um Kontakt zum Museum bemüht und versucht, Museumsleuten wie Herrn Koch Honorarprofessuren zu geben. Das wurde aber von allen Seiten blockiert, auch das Museum selbst wollte das nicht.

Wieviele Studierende gab es damals am Berliner Institut?

Das Fach zog an, zumindest in Berlin. Aus den sechzig Studenten Anfang 1971 waren nach etwa zwei Jahren ungefähr sechshundert geworden – um 1980 hatten wir eintausendfünfhundert Hauptfachstudenten! Es war keine Seltenheit, dass ich im Seminar sechshundert Hörer oder mehr hatte, das war eher der Normalfall. Zudem kamen viele, die eigentlich nicht Ethnologie studierten: Leute aus dem Kulturbetrieb, aus der Psychologie und der Soziologie. Ich weiß nicht, ob es das Fach als solches oder eher das Berliner Institut war, was die Leute anzog, aber wir hatten Zulauf.

Haben Sie damals auch schon Doktorarbeiten betreut?

Noch war ich ja nicht habilitiert. Ich habe aber immer geraten, möglichst schnell einen Abschluss zu machen.

³ Meyer Fortes, Kinship and the Social Order: The Legacy of Lewis Henry Morgan, Chicago Aldine Publishing Company, 1969.

Kam Herr Rudolph nach seiner Beurlaubung wieder zurück ans Berliner Institut?

Er kam nach einem Jahr wieder, aber ich hatte fast nichts mit ihm zu tun. Man ging sich aus dem Weg. Nach der Göttinger DGV-Tagung 1969 war ich für die deutschen Ethnologen eine *persona non grata*.

Können Sie die DGV-Tagung von 1969 aus Ihrer Sicht schildern?

Der Konflikt war an der Zeit – das war klar. Die Frage war nur, woran er sich entzünden würde. Da gab es verschiedenen Möglichkeiten: Studienpläne, Zwischenprüfung, Kolonialismus. Unter meiner Mitwirkung kam das bereits erwähnte Genozidproblem ganz allgemein auf die Tagesordnung: »Genozid an der Vierten Welt«. Die Stimmung zwischen den Professoren und den meisten Studenten war von vornherein außerordentlich angeheizt, alles war auf Kollisionskurs. Dann gab es verschiedene Ereignisse, die zur Eskalation führten. Der Einzige, der sich damals in diesen brasilianischen Genoziden auskannte, war Georg Grünberg. Alle Anderen wussten darüber nichts Genaues, auch ich nicht. Grünberg berichtete dann, dass dieser oder jener Stamm fast vernichtet worden sei, woraufhin Professor Zerries einwarf, dass »die ja vorher schon Hosen angehabt« hätten. Das war ein Moment, in dem man merkte, dass die deutsche Völkerkunde ihren Gegenstand in einer völlig anderen Welt ansiedelte – nicht im Jetzt, sondern, wie man mit Johannes Fabian heute sagen würde, detemporalisiert, in eine andere Zeit versetzt. Etwas, was in einem Idealzustand irgendwo existiert, aber nicht Teil unserer Gegenwart ist. So hätte ich mich damals nicht ausdrücken können, aber das spürte man, und es hat die Stimmung aufgeladen: Der Ton wurde aggressiver, die Fronten verhärteten sich und wurden bitterer. Auf dem Höhepunkt ist die Stimmung umgekippt, manche Studenten wurden hysterisch. Ich hatte den Eindruck, jetzt geht es zu weit, jetzt kommt eine Aggressivität auf, die mit dem Thema des Genozids nichts mehr zu tun hat. Ich muss zugestehen, dass ich wahrscheinlich die Autorität gehabt hätte, zu bremsen, es aber versäumt habe.

Die Fachfolklore sagt ja, dass es sich auch um eine Statusgeschichte handelte: Auf der einen Seite die Professoren, auf der anderen die Studenten. Wie verliefen denn die Fronten Ihrer Meinung nach?

Die Fronten waren wenig aufgeweicht. Es gab einige brave Studenten, die aber im Laufe dieses Konflikts die Fronten wechselten – Mackensen zum Beispiel, wahrlich kein Revoluzzer, aber empört über einzelne Äußerungen. Die Studenten waren ziemlich geschlossen auf der „linken“ Seite. Bei den Professoren gab es Ausnahmen, Löffler zum Beispiel, der aber nichts sagte, oder auch Vajda und Barthel. Sie setzten sich auf die linke Seite - sie war tatsächlich links, von der Sitzordnung her - und wollten sich offensichtlich nicht so eindeutig festlegen. Es kam dann von Seiten der Studenten zu Beschuldigungen, die aberwitzig waren, die man wirklich nicht aufrecht halten konnte. Zum Beispiel hieß es, dass Ethnologen in Thailand Bordelle betrieben. Ich war zu jung oder nicht konsequent genug, um deutlich Nein zu sagen.

Wie muss man sich den Verlauf der Tagung vorstellen? Zog sich die Eskalation über mehrere Tage hin?

Sie zog sich wahrscheinlich über zwei bis drei Tage hin, das weiß ich nicht mehr so genau. Es war ein ziemlich großer Hörsaal, mit ein paar hundert Personen.

Wie endete die Tagung? Wurde sie abgebrochen?

Nein, sie ging ganz ordentlich mit einer Resolution zu Ende, die Genozide in den Kontext des Imperialismus stellte. Ich habe die Resolution nicht verfasst und war auch nicht ganz einverstanden, aber die Mehrheit wollte eine Polarisierung. Es wurde abgestimmt, und dann wurden Listen ausgelegt, in denen sich jeder namentlich eintragen konnte, der die Resolution nicht unterstützte. Das war das Ende.

Könnte man sagen, dass diese Tagung den Umschlagpunkt von der deutschen Völkerkunde zur deutschen Ethnologie markierte?

Na ja, das wäre eine Verkürzung. Eingefordert wurde der Gegenwartsbezug der Ethnologie, das Ende der holistischen Völkerkunde, in der alles in Kulturen abgepackt wurde. Dazu artikulierten sich die Studenten, mich eingeschlossen, ziemlich hilflos: Wir wussten zu wenig, aber es war, wie ich heute sagen würde, richtig. Es war das richtige Argument, unvollkommen vorgebracht.

Kehren wir in Ihre Berliner Zeit zurück. Wie ging es dort weiter?

Interview vom 29.10.2007, geführt in der Wohnung von Fritz Kramer (Freigabe durch Fritz Kramer am 24.01.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Ich wurde 1974 Assistenzprofessor, dann habe ich kumulativ habilitiert. Der Kern der Habilitation waren die »Verkehrte Welten«⁴, und schließlich bekam ich eine Professur. Inzwischen war das Institut sehr groß geworden, mit drei Professoren - Krader, Rudolph und ich - und einem großen Stab von Assistenten. Die Universität war noch vergleichsweise wohlhabend und tat Einiges gegen das Missverhältnis zwischen der Studentenzahl und der Zahl der Lehrenden.

Es entstanden Gruppen, meist unter der Führung von Assistenten. Krader beschäftigte sich mit Zentralasien und hatte seine Schar von Studenten. Dann gab es Peter Bumke, der den Türkei-Schwerpunkt aufbaute, aus dem Werner Schiffauer, Krisztina Kehl und Ingrid Pfluger hervorgegangen sind. Das war sehr erfolgreich. Eine solche Richtung lag in Berlin nahe. Ich selbst baute einen Sudan-Schwerpunkt auf, Tirmiziou Diallo einen Mali-Schwerpunkt. Bernhard Streck kam später dazu und beteiligte sich an der Sudan-Arbeitsgruppe. Es gab also eine Reihe von regionalen Schwerpunkten, dazu eine große Zahl von passiven Hörern.

Wie kamen Sie zum Ihrem regionalen Schwerpunkt, dem Sudan?

Ich war 1974 in Neuguinea gewesen, im Hochland bei den Huli. Das hing mit dem Interesse an Cargokulten zusammen. Ich war aber schlecht vorbereitet, und der notwendige Sympathienexus stellte sich nicht ein. Dann hat sich meine spätere Frau - meine damalige Freundin - für Ostafrika interessiert. Ich hatte Evans-Pritchard gelesen. Die nächste dreimonatige Reise - mehr Zeit hatte ich wegen der Lehrverpflichtungen nicht - sollte also in den Sudan gehen. Wir arbeiteten in den Nubabergen, und dabei bin ich bis heute geblieben; ein Liebesverhältnis, das sich sofort einstellte und nach wie vor anhält.

Wie endete Ihre Professur in Berlin?

Ich hatte eine Professur auf Zeit. Man hat mir damals zu verstehen gegeben, dass ich eine akademische Ratstelle haben könnte, doch das wollte ich nicht. Ich zog 1983 von Berlin nach Ostoberbayern, an den Chiemsee. Dort lebte ich sechs oder sieben Jahre als freiberuflicher Publizist und Stipendiat der Heinrich-Heine-Stiftung, schrieb den »Roten Fes«⁵ und kam endlich zu der Feldforschung im Sudan, die ich seit 1975 vorhatte. In Berlin war ich vollständig absorbiert worden.

Sie waren dort also zu stark in Lehre und Verwaltung eingebunden, um Ihre Forschung durchzuführen?

Richtig. Ich habe während der gesamten Berliner Zeit - von 1971 bis Sommer 1983 - überhaupt nicht forschen können. Allerdings habe ich sehr viel gelesen und sehr viel diskutiert. Zu Berlin müsste man noch sagen, dass dieses Institut gegenüber der westdeutschen Ethnologie vollständig isoliert war. Es gab keinen Kontakt, obwohl ich mich darum bemühte. Dabei stieß ich auf Granit. Innerhalb der Freien Universität gab es dafür einen fruchtbaren Austausch mit der Religionswissenschaft, besonders mit Klaus Heinrich. Auch mit der Religionssoziologie unter Jacob Taubes, ebenso mit der Religionsgeschichte, mit Carsten Colpe und seinem Assistenten Hans Kippenberg. Ich kam unter den Einfluss von Taubes, der auch mein Nachbar in Kreuzberg war. Ich habe mich jahrelang fast jeden Abend ein, zwei Stunden mit ihm unterhalten. Dabei lernte ich viel, und unter diesem Eindruck trug ich das Thema Religion auch ins Institut. So hatte die Revolution im Iran 1979 für uns nichts Überraschendes. Die naive Gleichsetzung von Modernisierung und Säkularisierung blieb uns am Berliner Institut durch diesen Nexus mit den Religionswissenschaften erspart.

Das Ende Ihrer Professur in Berlin gab Ihnen die intellektuelle Freiheit, mehr forschen und schreiben zu können – aber es bringt Sie auch aus dem Fach als Institution heraus.

Ja, endgültig.

Gab es Ihrerseits Versuche, wieder im akademischen Bereich der Ethnologie Fuß zu fassen?

Nein, das habe ich nie versucht. Ich geriet 1989 durch Zufall an die Professur an der Hochschule für Bildende Künste in Hamburg und hatte nach kurzer Zeit den Eindruck, am richtigen Ort zu sein, nicht zuletzt, weil es dort außergewöhnlich viele außereuropäische Studenten gab – aus China, aus dem Iran, aus Korea, Japan, Äthiopien. Es war interessant zu beobachten, wie sie, die zum Teil ein abgeschlossenes Studium an ostasiatischen Kunstakademien hatten oder in der

⁴ Fritz Kramer, Verkehrte Welten. Zur imaginären Ethnographie des 19. Jahrhunderts, Syndikat Verlag, Frankfurt, 1977.

⁵ Fritz Kramer, Der rote Fes. Über Besessenheit und Kunst in Afrika, Athenäum Verlag, Frankfurt am Main, 1987.

byzantinischen Malerei in Äthiopien verankert waren, der Gegenwartskunst in Europa begegneten und sich damit auseinandersetzten. Für mich war es eine Erfahrung, zu sehen, wie sich diese Studenten von der formalisierten Kunsttradition ihrer Heimatländer zu lösen begannen und neue Wege einschlugen. Gleichzeitig hatte ich den Eindruck, dass die Entwicklung, die die Ethnologie nahm, nicht meine Sache sei.

Liegt das Ihrer Meinung nach an der spezifischen Situation der Ethnologie in Deutschland, oder finden Sie das Fach insgesamt - also auch die britische und amerikanische Anthropologie - problematisch?

Darüber weiß ich nicht genug. Mir ist aber im Laufe der Zeit immer klarer geworden, dass Ethnographie und teilnehmende Beobachtung eher eine Art Geisteshaltung darstellen als eine Methode. Georg Simmels »Exkurs über den Fremden«⁶ ist eine treffende Formulierung: Der Ethnologe ist der professionalisierte Fremde, der sich engagiert, aber nicht Partei ergreift. Das ist eine Haltung, in der man auch den Institutionen der gegenwärtigen westlichen Gesellschaften gegenüber treten kann. Ich spreche jetzt nicht von der Methode – es ist mir wichtig, dass es da keine Verwechslung gibt.

Sie selbst sind ja auch ein Vertreter der Rückwendung der Ethnologie auf die westlichen Gesellschaften. Die Art und Weise, wie das geschieht, finde ich nicht so interessant. Die meisten Texte erwecken jedenfalls den Eindruck einer sprachlichen Verödung, einer akademischen Sprache, die die syntaktischen und lexikalischen Möglichkeiten eines komplexeren Ausdrucks nicht wahrnimmt.

Interessant finde ich dagegen die Übertragung einer Lebenshaltung, die mir in der Ethnographie - besonders in Afrika - zur zweiten Natur geworden ist, auf die eigene Kultur, etwa auf den Kunstbetrieb. An der Kunsthochschule in Hamburg war ich primär Beobachter, der im Gegensatz zu den Kunstprofessoren, den praktischen Künstlern, hauptsächlich geschaut hat, was vor sich geht – gerade bei den Studenten, den jungen, kreativen Menschen. Ich habe versucht, sie zu verstehen, und das, was ich verstehe, zu unterrichten; in einem Wechselspiel, wie man es sich als ideale Feldforschung vorstellen könnte. Insofern bin ich Ethnologe geblieben, mit teilnehmender Beobachtung als Lebenshaltung.

Eine solche Entwicklung sehen Sie in der gegenwärtigen Ethnologie nicht?

Ich finde, ein großer Teil der Ethnologen überfordert sich und das Fach, indem sie nicht nur zu verstehen versuchen, sondern auch Handlungsanweisungen geben wollen. Meines Erachtens sind die Verhältnisse zu kompliziert, als dass Ethnologen positive Vorschläge machen könnten. Ich finde, es ist eine Anmaßung, oder besser: eine Selbstüberforderung oder Selbstüberschätzung, was da gemacht wird.

Es gibt ja immer diese Wellen im Fach: Bis vor kurzem hatte ich den Eindruck, dass die skeptische Herangehensweise und das Bedürfnis des Verstehens in der deutschen Ethnologie überwiegt. Auf der DGV-Tagung in Halle 2007 konnte man feststellen, dass momentan wieder die Frage des Erklärens, des Problemlösens überwiegt.

Das ist eine karitative Herangehensweise, in der gegenwärtigen Ethnologie aber doch nur eine unter anderen.

⁶ Georg Simmel, Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Duncker & Humblot Verlag, Berlin 1908 (1. Auflage). S. 509-512.